

Brigitte Schlieben-Lange / Axel Schönberger (Hrsg.):
Polyglotte Romania: homenatge a Tilbert Dídac Stegmann,
 Band 1: *Beiträge zu Sprache, Literatur und Kultur Kataloniens*
sowie zur Geschichte der deutschsprachigen Katalanistik,
 Band 2: *Beiträge zu Sprachen, Literaturen und Kulturen der Romania,*
 Frankfurt am Main: Domus Editoria Europaea, 1991,
 ISBN 3-927884-15-4, 1108 S.

Mit dem 50. Geburtstag als Anlaß für eine Festschrift ist auch innerhalb der deutschsprachigen Romanistik dieser Gattung wissenschaftlicher Literatur quantitativ eine neue Dimension erschlossen worden, wobei das Genus bekanntlich auch in die andere Richtung infolge der zunehmend höheren Lebenserwartung der Jubilare expandiert. In Tilbert Dídac Stegmann wird hier allerdings ein Fünfzigjähriger geehrt, dessen Bemühungen um unser «unmögliches Fach» wie um die Vielfalt der romanischen Sprachen, Literaturen und Kulturen, insbesondere um das Katalanische innerhalb wie außerhalb der Universität schon lange und unabhängig von der runden Zahl seiner Jahre Anerkennung verdient haben. Zwischen Einbanddeckeln in den katalanischen/provenzalischen Farben vereint die ihm gewidmete Festschrift unter dem Titel *Polyglotte Romania* so eine stattliche Anzahl von Beiträgen zu Literatur- (18) und Kulturwissenschaft (7) sowie zu Linguistik (12) und Wissenschaftsgeschichte (2), was insgesamt zwei gewichtige Bände zu Katalonien (Band 1) und zur restlichen Romania (Band 2) füllt und in etwa auch den Interessen des Geehrten in Forschung und Lehre entsprechen dürfte. Darüber hinaus wird auf seine Person nicht nur im Vorwort der Herausgeber und durch das von Inge Mees besorgte Schriftenverzeichnis (1083-1106), sondern ebenso in mehreren Beiträgen direkt Bezug genommen. Insgesamt also eine sehr persönliche und thematisch sehr facettenreiche Festschrift, deren Beiträger vom fortgeschrittenen Studenten bis zum gestandenen Ordinarius in ihren Artikeln zwar von sehr verschiedenem Umfang (von 5 bis 109 Seiten), aber auf meist erfreulichem Niveau den Herausgeberwunsch nach inhaltlich Abgelegtem nur selten im Sinne von *abgelegt* mißverstanden haben. Anders als in der Festschrift erfolgt die Rezension getrennt nach sprach- und literaturwissenschaftlichen, landeskundlichen sowie wissenschaftsgeschichtlichen Beiträgen, wobei natürlich in der Ausführlichkeit der jeweiligen Besprechung nicht schon ein Werturteil, sondern nur das unterschiedliche Interesse und Wissen des Rezensenten zum Ausdruck kommt.

Die Reihe der sprachwissenschaftlichen Beiträge und die der Festschrift überhaupt eröffnet die Herausgeberin Brigitte Schlieben-Lange mit einer Variation zum Festschrifttitel «Die Vielfalt der Sprachen und der Diskurse» (15-23). Die Teilhabe an mehreren Sprachen, zumindest an mehreren Varietäten einer Sprache, wie an mehreren Diskursen gilt ihr als der Normalfall menschlicher Sprach- und Handlungskompetenz, wobei Mitglieder verschiedener Sprachgemeinschaften eine Diskursgemeinschaft bilden können, der Angehörige einer Sprachgemeinschaft an unterschiedlichen Diskurswelten teilnimmt. Neben der im allgemeinen klaren Trennung der Sprachen/Varietäten wie der Diskursuniversien in der menschlichen Sprachkommunikation, was auch durch die — historisch zwar veränderliche — Zuordnung bestimmter Sprachen zu bestimmten Diskursen in der funktional begründeten Mehrsprachigkeit nicht aufgehoben wird, lassen sich allerdings immer wieder mehr oder weniger bewußte Überschreitungen von Sprach- und Diskursgrenzen feststellen wie Sprachmischung als gewollte Mehrsprachigkeit in literarischen Texten oder Diskursverknüpfung zu ästhetischen Zwecken und sogar eine systematisch angelegte Mehrdiskursivität/Mehrfachinterpretation ein- und desselben Textes, Phänomene, deren Auftreten indessen oft nicht nur situations-, sondern auch epochen- bzw. kulturspezifisch ist.

In «Triglossie — Quadriglossie ...? Luxemburg: eine mehrsprachige Gesellschaft» (959-974) analysiert Claudia Hartmann-Hirsch kenntnisreich und kritisch, gestützt auch auf eigene Erhebungen, die heutige soziolinguistische Situation im EU-Mitgliedsland Luxemburg, dessen traditionelle Triglossie, der moselfränkische Dialekt Luxemburgisch/Letzburgisch als Vernakulärsprache und zugleich Nationalsprache der Einheimischen sowie Französisch und Deutsch als die beiden — vom Prestige her allerdings deutlich unterschiedenen — Hoch- und Amtssprachen infolge des hohen Ausländeranteils (28 %) der Bevölkerung durch weitere Sprachen, insbesondere die Immigrationussprachen Italienisch und Portugiesisch, ergänzt und kompliziert wird. Dabei stellt die Autorin — angesichts der Realität — die Unhaltbarkeit der die luxemburgische Schule bestimmenden These von der absoluten Notwendigkeit der deutsch-französischen Zweisprachigkeit für alle Bereiche der Berufssphäre und für alle sozioprofessionellen Gruppen heraus und vermutet in der luxemburgischen Schulsprachenpolitik ein Instrument der sozialen Selektion.

In «„Disciarem lu dol": eine Ergänzung zu Schuchardt (1906)» (339-353) gelingt Matthias Perl der Nachweis, daß das 1843 in Florida aufgezeichnete katalanische Osterlied, das Hugo Schuchardt 1906 zusammen mit der gleichfalls von seinem amerikanischen Korrespondenten übermittelten englischen Übersetzung unverändert und unkommentiert veröffentlichte, eine

durch italienische Spracheinflüsse und die nur mündliche Überlieferung stellenweise arg verballhornte Version einer Variante eines auch im *Cançoner popular de Mallorca* verzeichneten *goig* darstellt. Ihren Ursprung hat sie zweifellos unter den ab 1777 in Sant Agustí/St. Augustine (Florida) siedelnden, hauptsächlich aus Menorca und dann vor allem aus Italien und Korsika stammenden Einwanderern und deren Nachkommen, die ihre Sprache noch Mitte des 19. Jahrhunderts als *maonès* nach Maó (Menorca) bezeichneten, und deren italienisch-katalanischer Sprachkontakt zum Teil noch vor der Auswanderung bereits 1767 auf Menorca initiiert wurde.

Einen sehr aufschlußreichen «Contributo alla conoscenza del dialetto algherese odierno» (355-373) liefert Eduardo Blasco Ferrer, selbst Verfasser einer *Grammatica storica del catalano e dei suoi dialetti con speciale riguardo all'algherese* (Diss. Erlangen 1981; Tübingen 1984), mit der linguistischen Analyse von drei in API-Transkription samt italienischer Übersetzung wiedergegebenen Aufnahmen mündlicher Spontankommunikation in der katalanischen Ortsmundart von L'Alguer/it. Alghero auf Sardinien. Diese wird in ihren typischen Strukturen auf phonetisch-phonologischer, morphosyntaktischer und lexikalischer Ebene mit dem Standardkatalanischen konfrontiert. Dabei erweisen sich die Abweichungen einerseits als Verstärkung von Entwicklungstendenzen des *català oriental*, andererseits als unabhängige Innovationen, vor allem aber als Ergebnisse des Sprachkontakts mit dem Italienischen und dem Sardischen. Letzterem verdankt das Alguerese eine für die große Mehrheit seiner Sprecher charakteristische Aussprachebesonderheit in Gestalt des hier näher beschriebenen Sandhi-Phänomens der Vokalepenthese. Die ohne Rücksicht auf die dialektale und soziolinguistische Realität von der lokalen Besitz- und Bildungsoberschicht betriebene Politik des Sprachausbaus, der Normierung und Kodifizierung in enger Anlehnung an das Standardkatalanische lehnt Blasco Ferrer aus der letztlich nostalgischen Sicht des Sprachhistorikers und Dialektologen heraus ab. Wie anders aber die durch sozioökonomische und -kulturelle Veränderungen gefährdete katalanische Sprachloyalität bzw. die katalanisch-sardisch-italienische Triglossie in der seit 1354 existierenden Sprachinsel L'Alguer wirksam geschützt werden könnte, läßt er indessen offen.

Zu einer Sprachglosse in Form eines umfänglichen, aber insgesamt flott geschriebenen «Offenen Briefes» an die philologisch geschulten Leser dieser Festschrift, die u. a. mit dem unsäglichen *-erInnen* peinlich genau sexusdifferenziert angesprochen werden, hat Christine Bierbach mit «Transsexualität und interkulturelle Grammatik: ein Offener Brief an alle sprachlichen GrenzgängerInnen» (975-1001) ausgeholt. Ihre Sprach(gebrauchs)kritik zielt auf ein gerade auch im romanisch-deutschen *code-switching* nicht seltenes Sprachkontaktphänomen, nämlich die von ihr metaphorisch als Transsexualität bezeichnete Umwandlung des grammatischen Geschlechts von ansonsten

an die Empfängersprache nicht assimilierten, da bewußt die spendersprachliche Form bewahrenden Einmal- oder Ad-hoc-Entlehnungen von Gattungs- und Eigennamen. Wo ein derartiger Genuswechsel bei einem «sprachgrenzüberschreitenden» Nominalsyntaxta stattfindet, kommt er in einer von der Spendersprache abweichenden Genuswahl für die kontextuell meist unentbehrlichen empfängersprachlichen Determinanten (samt eventuellen Attributen) der Ad-hoc-Entlehnung zum Ausdruck wie z. B. *über die Pont Neuf gehen* oder *dem loi Deixonne entsprechen*. In dieser Nichtübereinstimmung des spendersprachlichen Substantivs und seiner von ihm syntaktisch und semantisch abhängigen Begleiter im Hinblick auf die primär dem Nomen inhärente und damit von diesem für die gesamte Nominalgruppe festgelegte grammatische Kategorie Genus liegt ein — allerdings nur für den Sprachkundigen erkennbarer — interlingualer Verstoß gegen die intralingual im allgemeinen strikt beobachtete Regel der Geschlechtskongruenz in genusmarkierenden Sprachen vor. Derartige Genuskonflikte entspringen indessen weniger der Willkür des code-switchenden oder ad-hoc-entlehnenden Sprachbenutzers als den Unterschieden in der Genusstruktur von Spender- und Empfängersprache. Denn soweit nicht bei Entlehnungen bewußt auch die ursprüngliche Genuszugehörigkeit aus der Spendersprache übernommen wird, richten sich die Sprachbenutzer gewöhnlich nach den Genera semantisch ähnlicher bis äquivalenter Lexikoneinheiten der Empfängersprache — bei steigendem Einfluß der phonetisch-graphischen Ähnlichkeit im Laufe des Integrationsprozesses vom einmaligen zum assimilierten Lehnwort (so z. B. aufgrund der nominalen Endungsmorphologie bei ursprünglich genuskongruentem *der* zu endungskonformem *die Garage*). Über solchermassen sich dann nur zufällig und isoliert einstellende Koinzidenzen mit dem jeweiligen spendersprachlichen Genus hinaus plädiert die Verfasserin sowohl mit sprachsystematischen (grammatische Subkategorisierung und Genuskongruenz) als auch mit ethischen (Respekt vor fremdem Sprachmaterial) und ästhetischen (genus-spezifische Klangassoziationen) Gründen prinzipiell für dessen Beibehaltung in der Empfängersprache bzw. generell für auch interlingual einzuhaltende Genuskonformität — zumindest bei (noch nicht integrierten) Ad-hoc-Entlehnungen. Allerdings kann sie für eine derartige Sprachverhaltensregulierung keine Gesamt-, sondern nur verschiedene Teilstrategien vorschlagen. Ihre Vorschläge wie die zugrundeliegende Problematik werden mit einer Fülle von Ad-hoc-Entlehnungen und integrierten Lehnwörtern veranschaulicht, die entweder ausschließlich oder zusätzlich (zu ihrer denotativen Funktion im Bierbachschen metasprachlichen Diskurs) als objektsprachliche Beispiele fungieren. Das verleiht dem Offenen Brief immer wieder Züge des Sprachspiels — von den wohl als Reverenz gegenüber dem Geehrten bemühten «filòlegs» (975) in der unmittelbaren Leserrede bis hin zur Firmierung des Beitrags mit der zwar (vielleicht eingedenk früherer Beschäftigung mit dem

Landsknechtsitalienisch) verballhornenden, aber anders als im Deutschen entsprechend dem natürlichen Geschlecht der Verfasserin die Kongruenz zwischen ihrem Vor- und (etymologisierten) Nachnamen beachtenden «interromanischen» Lehnübersetzung als «Cristina Cervesa della Rivière» (1001). Aber vermutlich hat das (vielleicht nicht ganz ernst gemeinte und daher auch nur bedingt ernst zu nehmende) Plädoyer unserer Präskriptivistin in der Sache überhaupt keine ernsthafte Chance gegenüber den harten Fakten des *usage*, nach denen das Genus einer lexikalischen Einheit mit hoher Wahrscheinlichkeit nur dann bewußt mitentlehnt wird, wenn es auch Ausdruck der Semstruktur, d. h. des natürlichen Geschlechts des Referenten ist. Und nicht einmal die die Entlehnung bedingende spendersprachliche Semantik ist bekanntlich vor radikalen Veränderungen in der Empfängersprache gefeit, wie Bierbachs Pleonasmuskreation «ad-hoc-nonces» (995) belegt, gebildet mit dem von ihr durchgängig im Sinne von Ad-hoc-Entlehnung gebrauchten *nonce*, einer Ellipse aus U. Weinreichs gleichbedeutendem *nonce borrowing*.

Mit dem Wortschatz der iberoromanischen Sprachen beschäftigen sich schließlich zwei Beiträge. In «Zu einigen Dubletten im Portugiesischen und im Katalanischen» (657-661) geht Dieter Messner auf die oft noch sehr lückenhafte Geschichte von Dubletten in den drei iberoromanischen Sprachen ein, wobei er neben den gelehrten Bildungen auch die interromanischen Entlehnungen, zum Teil sogar vermittelt über dritte Sprachen, einbezieht. Mit «Gesprochene Sprache und portugiesische Lexikographie» (663-680) macht Michael Scotti-Rosin am Beispiel von Gliederungssignalen und Wörtern familiären, populären und vulgären Ursprungs auf die großen Defizite ein- und zweisprachiger Wörterbücher des Portugiesischen in der Erfassung und diasystematischen Markierung von sprech- und umgangssprachlichen Elementen aufmerksam.

In «Die französische Jugendsprache und ihr Verhältnis zu anderen Sprachvarietäten» (905-935) gelingt es Klaus Zimmermann, ausgehend von einer Beschreibung der spezifischen Merkmale der Sprache Jugendlicher und ihrer Funktionsbestimmung nach Referenzbereichen und Gebrauchskontexten zu einer Klärung des umstrittenen Varietätencharakters von Jugendsprache beizutragen, wobei er sich wegen der (noch) nicht zu vernachlässigenden Unterschiede in den soziokulturellen Rahmenbedingungen der einzelnen Sprachgemeinschaften trotz vieler interlingualer Parallelen im jugendlichen Sprachgebrauch auf das Französische beschränkt. Wie Jugend, die als Generationszusammenhang zwar eine durch die jeweilige gemeinsame Generationenlage und jugendspezifische Interessenlage definierte soziobiologische, aber dennoch keine homogene Gruppe — schon aufgrund sexueller, sozialer, religiöser und ethnisch-politischer Differenzierung — bildet, in

höchst unterschiedlicher Weise — auch kommunikativ — nicht nur in die selbst heterogene jugendkulturelle Lebenswelt, sondern auch in andere Lebenszusammenhänge wie Familie, Schule, Beruf eingebunden ist, so ist innerhalb der Jugend zwischen dem Sprachgebrauch Jugendlicher schlechthin und spezifischer, in sich noch differenzierter jugendsprachlicher Varietät(en) zu unterscheiden. Letztere ist nicht der Jugend als soziobiologische Altersstufe per se gemeinsam, also jedem Jugendlichen eigen, sondern sie wird — «oft gleichzeitig mit dem Anschluß an eine Jugendgruppe» (926) — bewußt erworben, ist also jugendgruppenspezifisch und dient als Symbol der Abgrenzung nach außen (Erwachsene, anders orientierte Jugendliche) und des Zusammenhalts nach innen. Bezogen auf die Kommunikationsbedürfnisse der Jugendlichen in der jeweiligen jugendkulturellen Lebenswelt erweist sich die jugendsprachliche Varietät als funktional ausreichend und einem Dialekt/Soziolekt vergleichbar, für die kommunikative Bewältigung der weiteren Lebenssphären der Jugendlichen reicht sie indessen nicht aus und alterniert situations- und themengebunden mit anderen Varietäten, d. h. wird in ihrem Auftreten wie ein Register von Situation und Thema bestimmt, so daß die jugendsprachliche Varietät je nach ihrer Funktion für ein- und denselben Benutzer bald als diastratisch, bald als diaphasisch klassifiziert werden kann. Bei der auch auf eigenen Erhebungen und Analysen beruhenden Darstellung der Strukturmerkmale der französischen jugendsprachlichen Varietät nach lexikalisch-grammatischen Kriterien, die sich in ähnlicher Weise mit mehr oder weniger identischem Belegkorpus schon in früheren Untersuchungen zur französischen Jugendsprache wie etwa bei dem nicht zitierten Albert Barrera-Vidal («Le parler *jeune*, un *néo-français*?», in: Albert Barrera-Vidal / Hartmut Kleineidam / Manfred Raupach: *Französische Sprachlehre und bon usage*, München 1986, 103-121) findet, ist noch die eine oder andere Feststellung korrektur- bzw. ergänzungsbedürftig: Der vorwiegend jugendsprachliche Anglizismus *cool* 'entspannt, lässig, antiformalistisch' (912, 919) kommt in dieser Bedeutung, die an geläufigen übertragenen Gebrauch im Standard-englischen anschließt, aus der amerikanischen Jazzmusikszene und existiert im Französischen wie im Deutschen seit über 30 Jahren, lange bevor die Drogenszene das Adjektiv zur Charakterisierung einer entsprechenden Haltung unter Rauschwirkung (?) benutzte und so seine Verwendung verstärkte, was übrigens bei der Verbreitung von Englischkenntnissen in der Jugend auch außerhalb des angloamerikanischen Sprachraums hätte eintreten können. Ein jugendsprachlich produktives Verbalsuffix *-iser* ist mit den angeführten Beispielen *fidéliser*, *sponsoriser* und *somatiser* (914) kaum nachzuweisen, da es sich um Wortentlehnungen mit teilweise leichten Bedeutungsnuancen aus Werbesprache und Psychojargon handelt. Auch die Litotes (!) in der Verbindung von Negationspartikel und Adjektiv wie (*c'est pas sale* 'exzellent' (916) ist keineswegs nur jugendsprachlich, wie umgangssprachliches

pas mal 'ganz ordentlich, gut' (Voltaire) oder *pas mauvais* 'gut'; wünschenswert, angebracht' (Cardinal de Retz) und *pas bête* 'pffiffig, schlau' belegen.

Vor allem die auch in der Zeitschrift für Katalanistik (4 [1991], 48-67: «Zur Geschichte der katalanischen Orthographie») geäußerten Überlegungen von Trudel Meisenburg zum schriftinduzierten Sprachwandel haben Jürgen Erfurt zu einem bedenkenswerten Beitrag «Über Sprachwandel und Schriftlichkeit: mit Beispielen aus dem Katalanischen, Französischen und Rumänischen» (937-957) veranlaßt, wo er sich gegen die unzureichende Wahrnehmung und Berücksichtigung des Einflusses von Schriftlichkeit (*code graphique* und *code écrit*) im Sprachwandelgeschehen wendet. Nicht nur die Entwicklung von Schriftlichkeit in der Verschriftung von Sprache, Herausbildung von Schreibnormen, Entstehung von schriftkonstituierten Textsorten und Alphabetisierung der Gesellschaft, sondern auch die ständige Interaktion von geschriebener und gesprochener Sprache verändern Sprachgebrauch und Sprachsystem. Dabei ist auch auf die sprachgeschichtliche Bedeutung von Schriftlichkeit für den Ausbau der Sprachstrukturen und Sprachnormen als auch der Sprachhandlungs- und Sprachbewertungsmuster sowie für die sprachliche Identitätsbildung in alphabetisierten Sprachgemeinschaften hinzuweisen. Mit guten Gründen läßt sich beispielsweise der Ursprung der Armut des Gegenwartsfranzösischen an Abtönungspartikeln und Satzadverbien in der Unterwerfung der geschriebenen wie der gesprochenen Gemeinsprache unter die den Kriterien des *bon usage* verpflichtete Literatursprache des 17. und 18. Jahrhunderts vermuten.

In «Sprechen und Schweigen: das Scheitern der französischen Sprachpolitik im besetzten Katalonien 1810» (295-337) gelingt es Rolf Kailuweit, gestützt auf sorgfältig ausgewertete, hier zum Teil erstmals veröffentlichte zeitgenössische Quellen, Gründe und Hintergründe für die letztlich sprachliche wie politische Erfolglosigkeit der Maßnahme des napoleonischen Besatzungsregimes offen zu legen, Katalanisch als ko-offizielle Sprache neben Französisch in den seit 1715 vom Spanischen eingenommenen Domänen durchzusetzen und damit auf Seiten der Katalanen nicht zuletzt im Hinblick auf eine spätere Annexion Kataloniens die Akzeptanz Frankreichs bei gleichzeitiger Ablehnung Spaniens zu befördern. Zwar ist von den sprachlichen Voraussetzungen her der von oben verordnete Wechsel der Verwaltungssprache von der *high* zur *low variety* angesichts der noch vorhandenen Schreibkompetenz im Katalanischen und ihrer täglichen Umsetzung in den verschiedensten Textsorten unproblematisch und erfolgt daher ohne größere Schwierigkeiten und Widerstände außer bei den am Spanischen geschulten und seinem Prestige verfallenen hohen Juristen. Doch stößt die sprachpolitische Initiative der Franzosen im Sprachbewußtsein der Katalanen von den Spanienloyalen bis hin zu den *afrancesats* weitgehend auf Schweigen, hinter dem allerdings kein einheitliches Sprachdenken, sondern verschiedene,

einander teilweise widersprechende Sprachdiskurse stehen. Neben der mehrheitlich geteilten traditionellen Position eines nicht als Konflikt empfundenen, mehr oder weniger diglossischen Bilinguismus findet sich überdies unter den gebildeten Katalanen, die um 1800 überwiegend nicht nur das Spanische, sondern auch ihre Primärsprache Katalanisch noch als Schriftsprache beherrschen, ein pro- und ein antikatalanischer Diskurs, deren Vertreter anscheinend «sich, wenn auch differenziert» im Hinblick auf die Kulturfähigkeit des Katalanischen, «mit beiden Sprachen identifizieren» (321). Ein vorrangig an der eigenen Sprache festgemachtes katalanisches Nationalbewusstsein existiert hingegen noch nicht und wird auch von der Sprachpolitik der Franzosen nicht angeregt.

Mit «Die Blumenspiele von Barcelona im 19. Jahrhundert» (39-50) würdigt Irmela Neu-Altenheimer die Bedeutung des 1859 wiederbegründeten Dichtertwettbewerbs aus dem Mittelalter als neue Etappe in der 1833 einsetzenden katalanischen *Renaixença*, mit der sie sich schon in ihrer Frankfurter Dissertation von 1985 (*Sprach- und Nationalbewusstsein in Katalonien während der Renaixença (1833-1891)*, Barcelona 1990) befaßt hat. Als Ausdruck und Motor renaixentistischen Selbstbewusstseins liefern die wiederbelebten Blumenspiele zunächst den institutionellen Rahmen für die schriftliche Produktion anspruchsvoller literarischer Texte auf katalanisch, für die öffentliche Manifestation und Stärkung der Katalanität sowie für die Wahrnehmung der Notwendigkeit von Standardisierung und Kodifizierung der katalanischen Schriftsprache. Auch nach Überwindung und Ablösung der ideologisch eher rückwärts gewandten und historisierenden *Renaixença* durch den politisch fortschrittlich eingestellten Katalanismus und die literarische Strömung des katalanischen Modernismus gegen Ende des 19. Jahrhunderts behalten die Blumenspiele ihren (inzwischen zwar relativierten) Rang einer Institution, die zur Verankerung des öffentlichen Gebrauchs des Katalanischen beiträgt. Aufschlußreich sind in diesem Zusammenhang auch die unveröffentlichten, da nicht prämierten Manuskripte der Blumenspiele als Dokumente zeitgenössischer Beschäftigungen mit Sprache, Literatur und katalanischer Identität.

Mit «Senderdifferenzierung in nicht auf eine Kaufhandlung abzielenden Werbespots des spanischen Fernsehens» (1003-1020) legt Marietta Calderón einen Ausschnitt aus ihrem Forschungsprojekt zur pragmlinguistischen Analyse der bisher aufgrund ihrer semiotischen Komplexität wenig untersuchten Textsorte der Fernsehwerbespots vor. Im Hinblick auf die Senderdifferenzierung kann sie zwischen der auf eine Kaufhandlung abzielenden und der zu einem bestimmten sozialen/politischen Verhalten persuadierenden Werbespotkommunikation nur geringe Abweichungen in der Gewichtung der innerhalb der Spots auftretenden Pseudo-Sender feststellen.

Wie unser wissenschaftliches Bemühen letztlich immer von seinem Gegenstand zusammengehalten und begrenzt wird, so wird der zweite Band der Festschrift von veritabler Primärliteratur eingerahmt, ein okzitanischer (*provençal*) Text (537-541) von Robert Lafont und drei französische Gedichte von Gérard Le Vot (1077-1081), der auch die wissenschaftlichen Beiträge dieses Bandes mit einer zu den grundsätzlichen Fragestellungen vordringenden Abhandlung über die musikalische Transkription einer in zwei Gesangsversionen überlieferten *canso* von Gaucelm Faidit eröffnet: «Trascrittore, traditore? Essai sur la transcription de la canso *Si tot ai tarzat mon chan* de Gaucelm Faidit» (543-558).

Als ein brillantes Stück romanistischer Erzähl- und Rezeptionsforschung präsentiert sich Gerhard Wilds — der Länge seines Titels im Umfang nicht nachstehender — Beitrag «Merlinus Poeta — der schreibende Zauberer auf dem Weg in die Mancha und nach Macondo: das Abenteuer der Fiktionalität in den *Libros de caballerías*, im *Don Quijote* und in *Cien años de soledad*» (559-626), der die Gestalt des Zauberers und Propheten Merlin aus dem altfranzösischen Artus- und Gral-Prosazyklus in ihrer Doppelfunktion als Akteur des erzählten Geschehens und zugleich als dessen geschichtsinthemer Erzähler und damit als Bürge für dessen Authentizität samt ihren Transformationen und intertextuellen Bezügen durch die spanische Literatur bis zu Cervantes und bis zu ihrer lateinamerikanischen Reinkarnation bei Gabriel García Márquez verfolgt.

Der Herausgeber Axel Schönberger steuert mit «Amadour und Floride: zur literarischen Darstellung einer in Katalonien handelnden Liebesbeziehung im *Heptaméron* (I, 10)» (189-255) einen von der endgültigen Fassung nur unwesentlich abweichenden Vorabdruck aus Einleitungskapitel (13-27) und Analyse der 10. Novelle des 1. Erzähltags des *Heptaméron* (97-135) seiner Frankfurter Dissertation *Die Darstellung von Lust und Liebe im Heptaméron der Königin Margarete von Navarra* (Frankfurt am Main 1993) bei. Wie in dieser, die entgegen mancher bekannteren Darstellung in der Sekundärliteratur zu Recht von der vorrangigen Bedeutung der Rahmenhandlung für das Gesamtverständnis des *Heptaméron* und der durch den Rahmen bewirkten kunstvollen Verknüpfung und inhaltlichen Aufeinanderbezogenheit der einzelnen Novellen ausgeht und dementsprechend unter dem zentralen thematischen Schwerpunkt von Liebe und Lust Margaretes Novellen erstmals sukzessive vorgehend interpretiert, so wird auch in dem Festschriftbeitrag die lange und inhaltsreiche 10. Novelle nicht, wie anderenorts des öfteren geschehen, isoliert, sondern im Zusammenhang mit den beiden sie einrahmenden Erzählerdiskussionen und der vorausgehenden 9. Novelle untersucht und als ihr allgemeingültiger moralischer Anspruch der absolute Primat der platonischen und der mystischen Liebe herausgestellt.

In «Joan Timoneda — «literario de pane lucrando»: Anmerkungen zu einer Urteils-geschichte» (171-187) geht Johannes Pögl den Kritiken des literarischen Werkes des 1583 verstorbenen Buchhändlers, Verlegers und Dichters Joan Timoneda aus València nach, die teilweise bis heute, von wenigen Ausnahmen wie E. Richter abgesehen, weitgehend von Geringschätzung, Ablehnung und Marginalisierung gekennzeichnet sind. Die negative Beurteilung des dramatischen wie des erzählerischen Schaffens von Timoneda, auch seiner vielbeachteten 1567 erschienenen Novellensammlung nach italienischem Vorbild, *El Patrañuelo*, hebt auf die sprachliche und inhaltliche Nähe zur rein unterhaltenden Populärliteratur sowie auf den Mangel an künstlerischer Originalität ab, der sich angeblich in der (damals allerdings allgemein üblichen) Adaptation und Kompilation fremder literarischer Vorlagen zeigt. Beide Vorwürfe der jüngeren Literaturkritik wurden indessen schon von mehr oder weniger zeitgenössischen literarischen Konzeptionen in Spanien vorweggenommen. Während sich Cervantes im Hinblick auf seine *Novelas Ejemplares* unter Berufung auf das Ingenium deutlich von seinen bloß imitierenden spanischen Vorläufern, also auch von Timoneda, distanziert, gelten unter den humanistisch gebildeten Literaten Spaniens im ausgehenden 15. und 16. Jahrhundert das Ideal der Belehrung und Erbauung auch für die profane Dichtung und das Bild vom *poeta eruditus* — Vorstellungen, denen Timoneda weder mit seinem auf einen breiten Publikumsgeschmack abzielenden Werk noch mit seiner Literatur als Geschäft betreibenden Person genügen konnte. Dem entspricht, daß auch die Sprachwahl des valencianischen Autors, der in seinem eigenen Werk größtenteils das Kastilische der katalanischen Muttersprache vorzog, wie er auch als Händler und Verleger vor allem kastilischsprachige Texte edierte und vertrieb, weniger von den von Karl Vossler allein für ausschlaggebend gehaltenen ästhetischen Qualitäten des Spanischen (wie im Falle von Joan Bosca) als wohl vom kommerziellen Aspekt der literatursprachlichen Dominanz dieser Sprache auch in València nach der Verdrängung des Katalanischen als prestigeträchtiger Standard bestimmt wurde.

Mit «Ejemplaridad e ironía en *La Española Inglesa*» (627-643) legt Georges Güntert eine rundherum überzeugende Deutung der oben genannten Erzählung aus den Cervantinischen *Novelas Ejemplares* vor, die für künftige Kritiken Maßstäbe setzen dürfte.

Mit «Die Metaphysik des „caffettiere“: Komisches und Ernstes bei Giuseppe Gioacchino Belli» (893-904) gibt Ulrich Schulz-Buschhaus ein Exempel literaturwissenschaftlicher Interpretationskunst am Belli-Sonett *Er caffettiere fisolofo* aus dem Jahre 1833, das — im *romanesco* — mit einem Bild aus der partikulären Erfahrungswelt des *caffettiere* die metaphysische Thematik der Vergeblichkeit allen menschlichen Bemühens angesichts des unaus-

weichlichen Todes und Vergehens ohne irgendeine Andeutung von Transzendenz gleichsam agnostisch-nihilistisch behandelt.

Dem Fenster als Symbol poetischer Grenzerfahrungen in der portugiesischen Lyrik des 19. und 20. Jahrhunderts geht Rosa Maria Sequeira in «O símbolo da janela: limiar da ficção e da realidade» (681-690) nach.

Die Beiträge «Mosambikanische Literatur im 20. Jahrhundert: ein kurzer Abriss» (719-88) von Gerhard Schönberger und «Literatura lusógrafa sob o signo de Ogun: a exemplo da literatura angolana» (789-891) von Luciano Caetano da Rosa stellen fakten- und kenntnisreiche Einführungen in die portugiesischsprachige Literatur der betreffenden afrikanischen Länder dar, ganz im Sinne Stegmanns bestens geeignet, die bisher eher stiefmütterliche Behandlung dieser Literaturen in der deutschen Romanistik zu überwinden.

Maria de la Pau Janer Mulet stellt in «Imatge del foc a la poesia mallorquina de la primera meitat del segle XX» (161-170) nach einleitenden Hinweisen auf den polyvalenten Symbolgehalt des Feuers in Mythos, Religion, Volkskultur und Literatur drei mallorquinische Dichter aus der ersten Jahrhunderthälfte, Gabriel Alomar, Bartomeu Rosselló-Pòrcel und Cèlia Viñas, mit je einem beispielhaften Text vor, die alle Bilder des Feuers in verschiedenen Bedeutungen evozieren.

In «Laura a la ciutat ideal? Miquel Llor *Laura a la ciutat dels sants* und der (Neo-)Noucentismus» (97-110) legt Sabine Sattel eine einleuchtende neo-noucentistische Ausdeutung des 1931 erschienenen und bis 1981 dreizehnmal aufgelegten obengenannten Hauptwerks von Miquel Llor vor, in der die aus Barcelona stammende Titelheldin des Romans als Vertreterin des noucentistischen Ideals des *ciutadanisme* und der *civilitat* inmitten einer erstarrten, bornierten und selbstgerechten provinziellen Kleinstadtgesellschaft gesehen wird.

In «Freiwilliger Tod? Die Selbsttötung im modernen katalanischen Frauenroman» (111-127) verfolgt Maria-Lourdes Soler i Marcet das Motiv des Suizids oder Suizidversuchs weiblicher Protagonisten und dessen Darstellung bei den modernen katalanischen Romanautorinnen Maria Antònia Oliver, Isabel Clara Simó, Joana Escobedo, Mercè Rodoreda und Assumpció Cantalozella.

In «Vicent Andrés Estellés: *Oratori del nostre temps* — De la vivència personal al sentit col·lectiu del missatge poètic» (129-137) greift Josep Maria Navarro die Thematik des menschlichen Todes im Werk des valencianischen Autors Estellés auf, der diese individuelle und kollektive Erfahrung in ihrer einmaligen wie in ihrer allgemeingültigen Dimension mit ironischem Sarkasmus und teilweise makabrer Direktheit einerseits als banal-alltäglich, andererseits als sowohl tragisch-sinnlos wie auch zeichensetzend-fruchtbringend darstellt.

«Es lebe das Volk»: ein Gespräch mit dem brasilianischen Schriftsteller João Ubaldo Ribeiro» (691-717) gibt die Diskussion der Übersetzerin Ray-Güde Mertin aus dem Jahre 1988 mit diesem Autor über sein Werk wieder, u. a. auch über den Roman *Viva o povo brasileiro* von 1984. Dessen deutsche Übersetzung mußte 1988 angeblich deshalb unter dem Titel *Brasilien, Brasilien* erscheinen, weil infolge nationalsozialistischen Mißbrauchs die Bezeichnung *Volk* für unsere Vergangenheitsbewältiger ein Tabuwort darstellt und daher auch in der Verdeutschung fremdsprachiger Romantitel zu meiden ist.

Mit «Ein Spiel von literarischen Spiegeln: der argentinische Intertext in Carme Rieras Roman *Joc de miralls*» (75-96) arbeitet Horst Hina einen bislang von der Forschung wie der Kritik vernachlässigten Aspekt des obengenannten 1989 erschienenen Romans auf, dessen Verständnis ohne die Berücksichtigung seiner fortlaufenden intertextuellen Bezüge auf die lateinamerikanische, insbesondere die argentinische Gegenwartsliteratur (in ihren Romanen) fragmentarisch bleiben muß, und dessen Bedeutung für die katalanische Literatur und Kultur der Gegenwart dann kaum angemessen gewürdigt werden kann.

Gabriele Berkenbusch präsentiert in «Märchenmotive und Märchensammler: das mallorquinische Märchen *En Juanet de sa gerra*» (139-159) aus der Märchensammlung von Antoni M^a Alcover (genaue bibliographische Angaben fehlen) die vorgenannte *rondaia* samt ihrer ersten deutschen Übertragung, um dann kurz das Märchen innerhalb seiner thematischen Varianten und regionalen Typen zu situieren. Daran schließt sich Wissenschaftsgeschichtliches an: Hinweise auf den habsburgischen Erzherzog Ludwig Salvator und auf Alcover als Sammler mallorquinischer Märchen sowie ein expliziter Vergleich des letzteren mit den Brüdern Grimm als Sprachwissenschaftler und Volkskundler, wobei man mit Erstaunen erfährt, daß «den Brüdern Grimm eine allgemeine wissenschaftliche und soziale Anerkennung versagt blieb» (157).

Günther Haensch offeriert «Einige Gedanken zum Thema Landeskunde» (1021-1033), ohne die heute der Fremdsprachenunterricht unvorstellbar ist, wobei er einen wissenschaftsgeschichtlichen Rückblick über die Landeskunde in der universitären Ausbildung mit einer inhaltlichen Bestimmung derselben und ihrer hochschuldidaktischen Umsetzung verbindet, um schließlich noch die spezifischen Gegenstände einer Katalonienkunde anhand eines Katalogs von kulturspezifischem Wortschatz einschließlich wichtiger Termini und Eigennamen zu skizzieren.

Das Entdeckungsjubiläum von 1992 wie auch die gleichzeitige Weltausstellung in Sevilla und Olympiade in Barcelona nimmt Irina Buche zum Anlaß, um in «Fünfhundert Jahre Beziehungsgeschichten zwischen Katalonien, Spanien, Europa und Lateinamerika: Encontre?» (375-399) vor allem

dem Anteil Kataloniens in der Geschichte der europäisch/spanisch-ibero-amerikanischen Beziehungen und den katalanischen Deutungen dieser Beziehungsgeschichte nachzugehen. Nicht länger haltbar ist nach neueren Forschungsergebnissen das katalanische Geschichtsstereotyp von der dauerhaften Ausschaltung der Katalanen aus dem spanischen Kolonialprojekt und damit von ihrer (erzwungenen) Unschuld an dessen Greueln sowie von ihrer (nachträglichen) Solidarisierung mit den Indios als gemeinsame Opfer derselben ethnischen und kulturellen Unterdrückung durch das zentralistische und imperialistische Spanien. Vielmehr haben auch Katalanen an der Entdeckung, Eroberung und Kolonisierung Amerikas aktiv teilgenommen, wenn auch eine katalanische Identität für Kolumbus bisher nicht nachweisbar ist. Auch hat Katalonien vom Handel (Sklaven, Baumwolle) mit den amerikanischen Kolonien Spaniens über deren Unabhängigkeit hinaus profitiert und mit den daraus erwirtschafteten Gewinnen seine Industrialisierung noch vor dem übrigen Spanien eingeleitet — ein europäischer Prozeß, der ohne die vorausgehenden Kolonialprojekte zumindest anders abgelaufen wäre. In dieser Hinsicht kann also von einem katalanischen Sonderweg in den spanischen wie auch europäischen Beziehungen zu Lateinamerika kaum noch gesprochen werden. Dagegen ist zeitgeschichtlich an die rund 6000 katalanischen Bürgerkriegsflüchtlinge in Mexiko zu erinnern, die nicht nur in Erwartung des baldigen Endes der Franco-Diktatur und damit ihres Exils bis in die 60er Jahre nachdrücklich ihre Katalanität behaupten und so als Brücke zwischen vor- und nachfranquistischer Epoche zur Identitätsfindung des neuen Katalonien beitragen, sondern die vereinzelt auch — nunmehr auf spanisch — in die mexikanische Indigenismo-Diskussion mit der Betonung ethnisch-kultureller Autonomie gegenüber nationalstaatlicher Integration eine typisch katalanische Perspektive einbringen.

Mit «El viatge a Münster dels germans Josep i Francesc Fontanella per a tractar les paus de Catalunya» (257-94) behandeln und dokumentieren Jaume Costa, Artur Quintana und Eva Serra ausführlich einen noch nicht untersuchten diplomatischen Schritt der katalanischen Seite im 1640 ausgebrochenen Aufstand gegen die drohende Gleichschaltung Kataloniens durch Madrid. Um den Abfall von Spanien im Bündnis mit Frankreich nicht nur militärisch, sondern auch politisch abzusichern, entsenden im August 1643 die Diputació del General und der Consell de Cent mit dem angesehenen Juristen Josep Fontanella einen der führenden Köpfe der Erhebung als Berater in die französische Delegation bei den bevorstehenden Friedensverhandlungen zwischen Frankreich, dem Reich und Spanien zu Münster. Als Josep Fontanella mit seinem jüngeren Bruder Francesc als Sekretär auf dem Wege über Paris und nach einem mehrmonatigen Zwischenaufenthalt in Den Haag im Gefolge der französischen Unterhändler im März 1644 dort eintrifft, entfaltet er auch ohne den ihm vorenthaltenen Status eines offiziellen

Gesandten wie schon zuvor auf der Anreise rege diplomatische und politische Aktivitäten, worüber die Korrespondenz der beiden Brüder mit den Gremien in Barcelona breit informiert (hier im Anhang im Anschluß an die erste vollständige Edition der die Reiseeindrücke festhaltenden Gedichte von Francesc Fontanella durch eine Auswahl von vier Briefen illustriert). Neben der von ihm nicht ganz ohne Argwohn betrachteten Schutzmacht Frankreich und dem Papst versucht er, für die katalanischen Interessen vor allem die niederländischen Generalstaaten zu mobilisieren, die ihm in ihrer schwer erkämpften und erfolgreich verteidigten de facto-Unabhängigkeit von Spanien sowie in ihrer wirtschaftlichen Prosperität als ein Modell für die Zukunft Kataloniens erscheinen. An diese frühe Vorbildfunktion der Niederlande in der katalanischen Geschichte übrigens hat auch Jordi Pujol seine Zuhörer (darunter den Rezensenten) anlässlich der Katalanischen Tage Ende September 1992 in Amsterdam erinnert.

In «Katholizismus und freidenkerisch-laizistische Gegenkultur in Katalonien: zu den Schul- und Vereinsaktivitäten des ehemaligen Piaristenprieesters Bartolomé Gabarró i Borràs» (51-74) behandelt Wolfgang Seitter mit den Bemühungen verschiedener antiklerikaler Gruppen um die Organisation eines laizistischen Schul- und Vereinswesens in Katalonien zwischen 1880 und 1900 sowie mit der teilweise sich derselben Mittel bedienenden Reaktion der katholischen Kirche auf diese Aushöhlung ihres Unterrichts(kontroll-)monopols und auf die dadurch geförderten Säkularisierungstendenzen in Weltanschauung, Moral und Erziehung ein wichtiges Kapitel der Auseinandersetzung um die (private) Volksbildung in Katalonien, die auch ein Gegenstand der Frankfurter Dissertation Seitters von 1991 ist (*Volksbildung und Educación popular: Systembildungsprozesse und Vereinskulturen in Barcelona und Frankfurt am Main zwischen 1850 und 1920*, Bad Heilbrunn 1993).

Unter dem Titel «Lucian Blaga: rumänischer Botschafter in Portugal (1938-1939)» (1035-1076) veröffentlicht Albert von Brunn rumänische Legationsberichte aus Lissabon samt ihrer deutschen Übersetzung, die als aufschlußreiche Dokumente für die Zeit der Sudetenkrise und der Zerschlagung der Tschechoslowakei sowie der Endphase des Spanischen Bürgerkriegs deutlich das Bemühen des Salazar-Regimes erkennen lassen, trotz aller Sympathie für die Achsenmächte Portugal wie auch Spanien aus dem drohenden Weltkrieg herauszuhalten.

Eine höchst erwünschte Übersicht zur bisherigen Rezeption sogenannter ernster katalanischer Musik (mit Ausnahme der *Nova Canço*) in Deutschland via Schallplatte, CD und Musikkassette steuert Ricard Wilshusen mit seiner «Diskographie katalanischsprachiger Komponisten: Verzeichnis der in der Bundesrepublik Deutschland lieferbaren Tonträger» (413-521) bei.

«Zur Frühgeschichte der Lateinamerikanistik in Deutschland» (645-656) stellt Dietrich Briesemeister fest, daß bei einem aus dem 18. Jahrhundert

nachwirkenden, vom eurozentrischen Geschichts- und Kulturbewußtsein geprägten Bild Mittel- und Südamerikas als ein junger, noch wenig entwickelter Kontinent sich die wissenschaftlichen Interessen deutscher Lateinamerikaforscher — ganz im Banne Alexander von Humboldts — zunächst auf Naturkunde/-wissenschaften, Geographie und Völkerkunde, hier insbesondere auf die Ende des 19. Jahrhunderts in diesem Kontext entstandene Altamerikanistik (Archäologie, Sprachwissenschaft und Ethnologie des vorkolumbianischen Amerika), konzentrieren und auch zu grundlegenden Beiträgen in diesen Gebieten führen. Geschichte, Sprache und Kultur Iberoamerikas seit der Entdeckung werden demgegenüber in einer kolonialistischen Perspektive ihren (ehemaligen) europäischen Mutterländern zugerechnet, und eine Auseinandersetzung damit erfolgt nur eng beschränkt und zögernd. Unter rein gegenwartsbezogenen, durch die Reichsgründung von 1871 noch verstärkten Verwendungsaspekten befaßt sich auch die Nationalökonomie wie schon zuvor teilweise auch die Geographie mit Lateinamerika, und es kommt im Rahmen der Institutionalisierung einer für die Exportnation Deutschland wichtigen Auslandsforschung/-kunde seit Anfang des 20. Jahrhunderts zur Gründung von zunächst universitätsunabhängigen iberamerikanischen Forschungsinstituten. Unter diesem Praxisbezug steht auch die Forderung und Förderung der Erlernung von Spanisch und Portugiesisch, als deren letzter Rest sich bis heute die Wahlpflichtfremdsprache Spanisch im Programm sogenannter Wirtschaftsgymnasien findet. Dagegen unterbleibt die Beschäftigung mit deren lateinamerikanischen Varietäten sowie mit den betreffenden Literaturen im Fächerkanon und Lehrangebot der deutschen Universität des 19. Jahrhunderts weitgehend (Ausnahmen: Friedrich Bouterwek in Göttingen zu Anfang, Ferdinand Wolf in Wien um die Mitte und der deutschstämmige R. Lenz, allerdings in Chile, am Ende des 19. Jahrhunderts), während das Studium der amerikanischen Eingeborenen Sprachen seit Wilhelm von Humboldt die deutschen Sprachforscher angezogen hat. Die Rezeption lateinamerikanischer Literatur vollzieht sich außerhalb von Universität und Fachwissenschaft über die Vermittlung von Liebhabern (Johann Fastenrath), Feuilletonisten und Reisenden — ein Zustand, der bis in die Zeit nach 1918 andauern sollte.

Mit «Katalanistik in der Belle Epoque: Johann Fastenrath» (25-37) erinnert Johannes Höfle an ein Stück Wissenschafts- und Kulturgeschichte der deutschen Katalanistik und Hispanistik außerhalb der universitären Institutionen um 1900 (vgl. den Beitrag von Dietrich Briesemeister). Der doctor iuris Johann Fastenrath (1839-1908), der seinen Zeitgenossen und seiner unmittelbaren Nachwelt in Deutschland wie in Spanien als gelehrter und dichtender Vielschreiber im Gedächtnis blieb, hat nicht nur dem deutschen Leser mit seiner umfangreichen Anthologie *Catalanische Troubadoure der Gegenwart* (Leipzig 1890) ein umfassendes Bild der katalanischen

Renaixença vermittelt, sondern auch nach Barceloniner Vorbild (vgl. den Beitrag von Irmela Neu-Altenheimer) in seiner Heimatstadt die von 1899 bis 1913 abgehaltenen Kölner Blumenspiele und die Veröffentlichung der jeweils prämierten Dichtungen als Jahrbuch angeregt. Als Übersetzer und Mittler hat dieser romanistische Dilettant viel für die Rezeption katalanischer Sprache und Literatur getan und gehört neben Bernhard Schädel und Eberhard Vogel in die erste bedeutende Phase der deutschen Katalanistik, die dann über ein halbes Jahrhundert brauchen sollte, um wieder ein über die Hochschulen hinausgehendes Interesse für ihren Gegenstand zu wecken.

Bleibt noch anzumerken, daß das Druckbild zwar ansprechend gestaltet, aber nur ungenügend vereinheitlicht worden ist, wobei auch nicht so sehr die insgesamt wenigen Druckfehler als vielmehr die Doppelpunktmanie in den Beitragstiteln und -untertiteln auffällt. Die Bindung schließlich ist lamentabel, so daß ich nach meiner zwangsläufig intensiveren Lektüre nur noch über eine Loseblattsammlung verfüge.

Karl-Ludwig Müller
(Braunschweig)